

Die Traditionen des „traditionslosen Milieus“ – Schicksalsorientierung in Ostvorpommern

Erschienen in: Sozialwissenschaftliches Journal Nr. 6; Jahrgang III, H.1, Februar 2008, S. 43-61

Die mediale Debatte über Unterschichten vom Herbst 2006 ging aus der Untersuchung politischer Milieus hervor: In der Studie „Gesellschaft im Reformprozess“ (Müller-Hilmer 2006) wurden politische Typen unterschieden, deren Einkommensverhältnisse und damit verbundene Einstellungen, Werte, Bildung und Interessen erfasst wurden. Der Nachweis eines *Prekariats* von immerhin 20 Prozent im östlichen Teil der Republik sorgte für Schlagzeilen, und die Lebenswelt dieses Milieus ist seither publikumswirksam verschlagwortet worden: arbeitslos, schlechte Bildung, ohne Aufstiegswillen und auch politisch willenlos.

In der sozialwissenschaftlichen Milieuforschung werden schon länger „traditionslose Milieus“ identifiziert, im Gegensatz zu den „traditionellen (Arbeiter)Milieus“ sind diese „wenig qualifiziert, wenig selbstbewusst und typischerweise passiv“ (Vester, Hofmann 1995). Die „Traditionslosigkeit“ (speziell im Osten) wird mit politischer Enteignung und Enttraditionalisierung verbunden (ebenda, S. 91ff). „Traditionelle“ Arbeiter- und Landarbeitermilieus werden dagegen durch die Tradierung solcher Tugenden wie Bildungswille, Ordnung, Sparsamkeit und Anpassungsvermögen erkannt. Während in historisch angelegten Studien über ländliche Sozialverhältnisse sowohl arme Klassenlagen als auch ländliche Unterschichten durchaus untersucht worden sind (Bohler 1995), standen diese Schichten in der „eigentlichen“ Milieuforschung im Hintergrund, zeichnet doch den Milieuansatz insgesamt eher das Interesse für die Entkoppelung eines unmittelbaren Determinismus zwischen Schichtzugehörigkeit und Verhaltensweise aus (Hradil 2006), der dieser Schicht gerade abgesprochen wird.

Obwohl in der sozialwissenschaftlichen Forschung der Bundesrepublik in den 1990er die Diskussion über neue Formen gesellschaftlicher Spaltung wieder in Gang kam (Kronauer 1997), blieb die empirische Beschreibung von „dauerhaft armen Lagen“, sofern diese nicht unmittelbar mit Sozialhilfebezug bzw. Arbeitslosengeld II (ALG II)-Empfang verbunden werden konnten, bislang unterbelichtet (Olk 2004, S. 104). Zudem richtete sich der wissenschaftliche Fokus in der Armutforschung eher auf Chancen des Ausstiegs aus der Sozialhilfeabhängigkeit (oder auf die zeitliche Begrenzung der Armut) denn auf die tiefere Untersuchung von „Armutsmilieus oder Unterschichten“. Bezüglich der Bewältigungsstrategien von Problemsituationen („typische Copingformen“) wird jedoch auch in den Hallenser Forschungsergebnissen¹ konstatiert, dass in bestimmten „Milieuzusammenhängen spezifische Muster“ vorherrschen, die u. a. eine aktive Bewältigung der Situation verhindern können (ebenda, S. 136).

Genau an diesem Punkt soll diese kurze Skizze ansetzen, in der die Frage gestellt wird, ob in Bezug auf das „traditionslose Milieu“ von einem derart verfestigten Zusammenhang von Verhalten und Schichtzugehörigkeit ausgegangen werden kann. Weiterhin stellt sich die Frage, wie Traditionslosigkeit inhaltlich, abgesehen von der Zuschreibung des Verlustes von Traditionen, näher bestimmt werden kann.

Ostvorpommern als Untersuchungsregion²

Die Erhebungen, die im Weiteren diskutiert werden, erfolgten in einem ausgewählten Bereich in Ostvorpommern, einem ländlichen Raum mit agrarisch ausgerichteter Struktur und ohne touristisch erschlossene Küstenregion. In Ostvorpommern lebten im Dezember 2004 111.056 Einwohner, 3.874 Personen befanden sich im Bezug von laufender Hilfe zum Lebensunterhalt. Die Sozialhilfedichte zu diesem Zeitpunkt lag etwas unter dem Landesdurchschnitt in Mecklenburg-Vorpommern. Ostvorpommern weist für den

¹ In Halle lief von 1994 bis 2002 das Forschungsvorhaben „Sozialhilfe- und Armutsdynamik in den neuen Bundesländern“, Teilprojekt des SFB 186 „Risikolagen und Statuspassagen im Lebenslauf“ (Olk u. a. 2004).

² Die empirische Basis dieses Beitrages beruht auf den Forschungsergebnissen des DFG-Projekts „Armutsdynamik im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns“. Die quantitativen Daten wurden unter Leitung von Dr. Doris Rentzsch erhoben und von Olaf Jürgens bearbeitet. Die qualitative Untersuchung wurde von Vera Sparschuh konzipiert und erhoben. Die Auswertung hinsichtlich der Armutstradierung wurde in der Forschungswerkstatt von Ralf Bohnsack an der FU Berlin und in der Forschungsgruppe diskutiert, Ralf Bohnsack und Birgit Storr danke ich für wertvolle Hinweise.

Erhebungszeitraum (2005/2006) eine Arbeitslosenquote um 24 Prozent auf, die für einzelne Gemeinden im Landkreis beträchtlich höher (über 30 Prozent) sein kann.³

Die Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns von der gutsherrschaftlichen zu einer vorwiegend agrarisch-industriell strukturierten Gesellschaft erschwert Analogien zu den wenigen vorliegenden Studien über ländliche Armut. Über diese Besonderheit kann man sich in den klassischen Untersuchungen von Max Weber zu den Arbeitsverhältnissen und zur sozialen Lage der ostelbischen Landarbeiter orientieren, in denen er sowohl die interne Differenziertheit der Arbeits- und Lebensverhältnisse als auch die Wanderungsbewegungen in Mecklenburg, in Alt-, Vor- und Hinterpommern, in West- und Ostpreußen sowie in Schlesien im Zuge des Wandels der Arbeitsverfassung detailliert darstellt (Weber 1892/1997; Weber 1894/1988). Die Ländlichkeit in Mecklenburg-Vorpommern war, angefangen vom „Bauernlegen“ bis zu den agrarreformerischen Bemühungen im 19. Jahrhundert, nicht mehr kleinteilig strukturiert (Brunner 1996; Vonderach 2004). Die späten Bemühungen um die Wiedereinführung der bäuerlichen Wirtschaft wurden von den historischen Ereignissen überrollt. Nach den Weltkriegen wurden mit der Bodenreform 1945 zwar etwa 78.000 Neubauernstellen geschaffen, doch bereits 1952 begann die Kollektivierung der Landwirtschaft und später die Einführung industriemäßiger Produktionsmethoden (Brunner 1996, S.66/67). Damit blickt der ländliche Raum in Mecklenburg-Vorpommern auf eine spezielle „Lohnarbeiter-Geschichte“ zurück. Weniger das Eigentum, sondern die Erwerbsarbeit strukturierte und strukturiert den ländlichen Bereich. Somit konnte jedoch der Wandel nach 1990 auch besonders hart treffen, es gab nach der Auflösung der Genossenschaften kaum die Chance, sich auf den „Hof“ und die eigene Wirtschaft zurückzubedenken.

Vor diesem Hintergrund ist die Besonderheit der ländlichen *Systemtransformation* nach 1990 zu sehen. Diese fand in schwach besiedelten Gebieten statt - unter 100 Einwohner pro km² mit zugleich überproportional hoher Beschäftigung in der Landwirtschaft (über 25 Prozent) (Nagel/Stuhler 1997). Nicht nur einzelne, sondern große Gruppen von Menschen wurden zu gleicher Zeit mit Arbeitslosigkeit und daraus möglich werdendem Armutsrisiko konfrontiert. Bezogen auf die ostdeutsche Landwirtschaft betraf das seit 1990 im Durchschnitt 4 von 5 Arbeitsplätzen (Elder/Meier 1997; Zierold 1997). Fock und Kowatsch verweisen darauf, dass sich in der strukturschwachen und peripher gelegenen Region Vorpommerns zwar eine wettbewerbsfähige und rentable landwirtschaftliche Produktionsstruktur herausgebildet hat. Diese funktioniert jedoch mit wenig Beschäftigten (Fock/Kowatsch 2002). Die quantitativen Ergebnisse aus der Untersuchung zur Armutsdynamik in Ostvorpommern belegen, dass Erwerbslosigkeit die häufigste Ursache für Sozialhilfebezug seit 1990 war⁴. Vor diesem Hintergrund ist wohl eindeutig, dass von einem transformationshistorisch bedingten Risiko von Armut in Ostvorpommern auszugehen ist. Dennoch: die Wende liegt nun über fünfzehn Jahre zurück, und es können Beobachtungen darüber systematisiert werden, welche Folgen dieser Umbruch gerade im ländlichen Raum hatte.

Milieu in „dynamischer Analyse“

Ralf Bohnsack hat in seiner Entwicklungsskizze einer „*dynamischen Konzeption von Milieu in empirischer Analyse*“ die Frage aufgeworfen, ob die Trennung in „objektiv“ und „subjektiv“ hinsichtlich von Lebenslagen nicht schon von vornherein festlegt, welche „objektive Realität“ subjektiv erfahren wird (Bohnsack 1998), und ob man in der Milieuforschung daher ausschließlich bei den Erfahrungen und dem Erleben der Erforschten ansetzen sollte.⁵ Die Umsetzung dieses Zuganges führt im dargestellten Fall über das Familienmilieu. Im Rahmen eines drei Generationen einschließenden Forschungsansatzes wird an Hildenbrand und Jahn angeknüpft (Hildenbrand/Jahn 1988; Hildenbrand 2003). Hier wird Familie nach Gurwitsch zunächst als „Ort unbefragter milieuhafter Sinnzusammenhänge“ begriffen (1988, S. 205).

Durch die Rekonstruktion von handlungsleitenden Wissensbeständen/impliziten Strukturen, die für den Umgang mit Armut entscheidend sein können, wird der Frage nachgegangen, ob und wie sich Familienmilieus angesichts von Erfahrungen mit langer Arbeitslosigkeit bzw. staatlicher Alimentierung fortsetzen bzw. wandeln. Wie werden diese Erfahrungen im Alltag ausgiert und auf welche bestehenden

³Vgl. dazu den „Sozialstrukturatlas Landkreis Ostvorpommern“ (Gemeinschaftsprojekt Landkreis Ostvorpommern und Universität Greifswald/Institut für Geographie und Geologie) bzw. die Daten der Sozialagentur: www.sozialagentur-ostvorpommern.de.

⁴ Vgl. dazu die von Olaf Jürgens vorgelegten Berechnungen im 1. Zwischenbericht des DFG-Projekts „Armutsdynamik im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommerns“ (unveröffentlicht).

⁵ Eine Übersicht über die sozialwissenschaftliche Milieuforschung und unterschiedliche Konzeptualisierungen würde an dieser Stelle zu weit führen. Hier sei auf den von Ulf Matthiesen herausgegebenen Band verwiesen sowie auf den „Klassiker“ von Richard Grathoff.

Lebenseinstellungen treffen die Armutserfahrungen? Dies geschieht mit dem Blick auf die familiäre Einbindung mit der vorhergehenden sowie der nachfolgenden Generation.

Die Begriffe Armut und Generation markieren den theoretischen Hintergrund der Untersuchung: Armutslagen werden an Arbeitslosigkeit, Sozialhilfe bzw. ALG II-Bezug, an ein geringes Einkommen (working poor) und daraus entstehende defizitäre Lebensmöglichkeiten gekoppelt. Der Generationsbegriff wird auf Familiengenerationen bezogen (Rosenthal 2000; Lüscher/Liegle 2003). Drei Familiengenerationen werden untersucht. Die *Fokusgeneration* (geboren zwischen 1950 und 1965) steht im Mittelpunkt der Betrachtung. Ihre Auswahl erfolgte nach dem Vorkommen von Arbeitslosigkeit und Mangelsituationen seit 1990. Diese Personen waren zum Zeitpunkt der Wende zwischen 24 und 39 Jahren alt; zum Zeitpunkt der Erhebung waren sie zwischen 40 und 55 Jahre alt. Sie wuchsen in der DDR auf (Schulabschluss, Ausbildung, Studium). Bei den Älteren kommen über 15 Berufsjahre in der DDR dazu. 1989 endet bei diesen Personen in der Regel die DDR-Normalerwerbsbiografie und es beginnt eine Phase wechselnder Beschäftigung oder Weiterbildung; Arbeitslosigkeit, Arbeitslosenhilfe, Sozialhilfe und seit 2005 ALG II.

Die *Elterngeneration* (Eltern der Fokusgeneration) ist zwischen 1920 und 1935 geboren. Sie hat das Ende der NS-Zeit, zum Teil Vertreibung und den Neuanfang nach 1945 erlebt und sich ein Leben in der DDR aufgebaut. Mit der Kollektivierung und der Mechanisierung der landwirtschaftlichen Berufe veränderte sich das Landleben parallel zum Lebenslauf dieser Generation maßgeblich. Zum Erhebungszeitpunkt ist diese Generation aus dem Erwerbsleben ausgeschieden.

Die *Kindergeneration* (Kinder der Fokusgeneration) ist 1989 noch jung, jedoch unterdessen zwischen 15 und 35 Jahren alt. Viele Kinder sind selbst arbeitslos, die jüngeren Kinder haben ihre Eltern von Kind auf in Arbeitslosigkeit oder Auffangmaßnahmen erlebt und nicht in einem strukturierten Arbeitsalltag.

Die Erhebung liegt in Form von Einzelinterviews vor.⁶ Die Auswertung erfolgte mit dem Analyseverfahren der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2003). Es geht um die Rekonstruktion von Erfahrungen, aus denen die aktuellen Perspektiven und Orientierungen der Interviewpartner/innen erklärbar werden (Nohl 2006). Aus dem wörtlichen Sinngehalt einer Erzählung wird der dokumentarische Gehalt rekonstruiert, der auf die Erfahrung der „kollektiven Sozialisationsgeschichte der Akteure“, die insbesondere aus deren „milieuspezifischen Bindungen“ herrührt, zielt. Milieuspezifische Orientierungsrahmen (die synonym zum Habitusbegriff verwendet werden) sind inkorporierte kollektive Wissensbestände, die in den „modus operandi der körperlichen und sprachlichen Praktiken eingeschrieben sind“ (Bohnsack/Marotzki 1998), S. 40/132).⁷

Es wird ein Familienfall aus dem ländlichen Raum Ostvorpommerns diskutiert.

Fallbeispiel Familie Wunder

Frau Wunder⁸ ist zum Zeitpunkt des Interviews 53 Jahre alt. Sie wuchs in einem Dorf im zentralen Teil Ostvorpommerns, relativ weit vom Küstenbereich entfernt, auf und hat nach acht Jahren die Schule beendet. Im Anschluss an die Schule hat sie eine Ausbildung zur Verkäuferin gemacht und vier Kinder geboren, das jüngste Kind lebt noch im Haushalt. Die Familie wohnt in einem dörflichen Neubaublock aus den 1980er Jahren. Unterdessen hat die Familie die Mietwohnungen im selben Ort mehrmals gewechselt. Das Haus des Ehemannes in zweiter Ehe, in dem sie ursprünglich gelebt hatten, wurde nach einem Rechtsstreit mit der Familie des Mannes verkauft.

Der Genogrammausschnitt der Familie mütterlicherseits gibt einen Überblick über den weiteren Familienzusammenhang. Der Vater von Frau Wunder ist wie viele andere Leute nach dem Kriegsende in die Gegend gekommen (aus „Hinterpommern“, die Familie wurde dort 1946 vertrieben). Er hat ab 1947 in einem größeren Ort in der Nähe des Dorfes in einem Zimmereibetrieb Arbeit gefunden. Die Mutter lebte mit ihrer Familie im Dorf, die Eltern betrieben ihre Wirtschaft und arbeiteten von Zeit zu Zeit auf größeren Höfen mit. Die Familien der Großelterngeneration von Frau Wunder waren noch groß (beide Großeltern haben sechs, bzw. sieben Geschwister), die Eltern von Frau Wunder haben hingegen nur jeweils eine Schwester bzw. Bruder. Die Eltern heirateten 1953, in demselben Jahr wird ihre (einzige) Tochter – Frau

⁶ Bisher wurden 28 Interviews geführt, darunter sind sieben Familien.

⁷ Forschungspraktisch wird nach Karl Mannheim der *immanente Sinngehalt* vom *dokumentarischen Sinn* unterschieden. Während in ersterem Absichten, Motive, Tatsachen erfasst werden, wird im Dokumentsinn die „*geschilderte Erfahrung als Dokument einer Orientierung rekonstruiert*“ (Nohl, S. 8ff). Zur Erfassung des immanenten Sinngehaltes wird das Material (das transkribierte Interview) in einem ersten Schritt thematisch gegliedert (formulierende Interpretation), in der reflektierenden Interpretation wird die Rekonstruktion der Orientierungsrahmen angezielt. Dabei wird eine komparative Sequenzanalyse vorgenommen: die Auswertung sollte nicht nur vor dem Hintergrund des Wissens der Interpretatorinnen erfolgen, sondern auch konsequent im Rahmen der Vergleichshorizonte aus den anderen Interviews (ebenda, S 13) – in dieser Untersuchung ist das der Familienfall oder ein Vergleich innerhalb der Fokusgeneration.

⁸ Obwohl es wenig wahrscheinlich ist, dass meine Interviewpartner(innen) wieder erkannt werden, habe ich Namen und andere mögliche Hinweise maskiert.

Wunder/Fokusgeneration - geboren. Beide Eheleute aus der Fokusgeneration leben in zweiter Ehe zusammen. Beide haben jeweils Kinder aus der ersten Ehe und ein Kind gemeinsam.

Frau Wunder hat nach 1990 keine reguläre Arbeit mehr gefunden, nahm mehrmals an Qualifizierungen teil und bezieht zum Zeitpunkt des ersten Interviews ALG II. Sie hat zugleich ihre erste „Mehraufwandsentschädigung“ (MAE), d.h. einen 1,50 €-Job. Gleich in der Eingangserzählung kommt sie auf ihre jetzige Situation zu sprechen:

„...ABM geht ja sowieso bloß immer n' halbes Jahr jetzt noch da kommt man ja gar nich mehr ran det man Arbeitslosengeld kriegen würde nich ((atmet tief)) und ick find dat überhaupt alles nicht schön dat det alles so is (1,0) ick würde lieber jeden Tach morgens aufstehen können und sagen jetzt musst du zur Arbeit und abends wieder nach Hause kommen und (.) sagen dat is 'n Tach wieder voller Arbeit jehwesen nich und wo ick weiß ick verdien mir mein Geld alleine so und und brauch nicht auf (.) sozusagen Almosen anjewiesen sein nich ((lauter werdend)) und wo der Staat einem vorschreibt so viel darfst du bloß haben und und mehr krichtst du nicht ne (.) dat is ick find dat allet nich schön so wie dat is und und wenn wir jetzt n bisschen wat äh Einkommen mehr hätten zum Beispiel jetzt wenn man die Betriebskostenabrechnung kricht wenn man 'n bisschen erwirtschaftet hat wo man 'n bisschen jespant hat an Heizung oder Wasser ebend und man kricht da wat zurück dat wird einem nachher wieder anjerechnet und dat wird beim nächsten Mal schon gleich wieder abgezogen der Mensch der der ist ja überhaupt nicht mehr dat der zum Sparen anjehalten wird...“⁹

Frau Wunder stellt fest, dass sie inzwischen nicht mehr Arbeitslosengeldansprüche erheben kann, weil ihre Maßnahmezeiten zu kurz ausfallen und sie sagt, dass ihr die Arbeit als Struktur des Alltags fehle. ALG II ist die letzte Station, an andere Maßnahmen „kommt man nicht mehr ran“, von festen Stellen ist gar nicht die Rede. Sie erkennt ihre Lage und will aus ihr heraus. Sie reflektiert zugleich, dass es nicht mehr geht. Es geht in diesem Zitat um den Zusammenhang von regulärer Arbeit und Almosen, d. h. finanzieller Abhängigkeit. Der Arbeitseinsatz wird erst dann sinnvoll, wenn man sich damit Unabhängigkeit erkaufen kann. Dass die Möglichkeiten, eine wenig qualifizierte Arbeit zu finden, sehr beschränkt sind, weiß Frau Wunder, und so hat sie sich in dieser Hinsicht seit der Wende auf die offizielle Auffangstruktur verlassen. Es ist keineswegs so, dass sie nicht arbeiten wollte: Doch sie vermisst weniger den Inhalt der Arbeit als vor allem die Struktur und Sicherheit einer Anstellung. Nach 1990 hat sie sich an Arbeitslosengeld oder wechselnde Maßnahmen „gewöhnt“. Mit der Einführung des ALG II und vorher - durch die Euro-Einführung - ändert sich die Situation, die materielle Absicherung ist geringer geworden. Als ich Frau Wunder zum ersten Mal besuche, ist diese Umstellung gerade erfolgt. Sie scheint bereit, sich auch an diese neue Struktur anzupassen, z. B. hat sie sich beraten lassen, was ihrer Familie an ALG II Unterstützung zusteht. Es ist zu wenig und daher wird im Rahmen einer ländlich sparsamen Lebenseinstellung versucht, aus dem ALG II-Bezug - z. B. durch Sparsamkeit im Verbrauch von Energie - einen Überschuss zu erwirtschaften. Die Erkenntnis, dass diese Summe zurück überwiesen werden muss, ist ein Schock. Weniger die Transferabhängigkeit generell wird für Frau Wunder zum Problem als der Verlust des letzten Freiraumes im Rahmen dieser staatlichen Unterstützungsform. Sie bekommt ihr Auskommen vom Staat als „Almosen“. Sie ist an dem Punkt angelangt, wo sie Selbstbestimmung ganz defensiv erlebt, was schließlich dazu führt, dass sogar grundlegende (ländliche) Tugenden, wie z. B. Sparsamkeit sich nicht mehr lohnen.

Auf den ersten Blick scheint sich die Situation von Frau Wunder unter ALG II selbst zu erklären: ein 8-Klassenabschluß und die Orientierung auf eine gering qualifizierte Tätigkeit (ohne Weiterbildung), fehlende Autonomie¹⁰, zu der die soziale Abfederung problematischer Lebenspassagen (Scheidung etc.) in der DDR beitrug, lassen die nach 1990 einsetzende Akzeptanz der Maßnahme-Versorgung plausibel und das Los der Arbeitslosigkeit im Rahmen der schwierigen Lage auf dem regionalen Arbeitsmarkt als programmiert erscheinen.

Doch es lohnt sich, genauer hinzusehen. Wie erscheint diese Lage im gesamten biografischen und familiären Kontext, was bedeutet die jetzige Situation von Frau Wunder, welche Entwicklungsszenarien sind noch möglich? Ist der weitere Abstieg zwangsläufig, welche Chancen haben die Kinder von Frau Wunder?

Diese Fragen werden im Folgenden vor dem Hintergrund der Einbettung von Frau Wunder in den Drei-Generationen-Zusammenhang diskutiert. In dieser Familie herrschen zwar sehr bescheidene Lebensverhältnisse vor, jedoch ist bisher keine Arbeitslosigkeit vorgekommen. Wie lässt sich der Zustand der

⁹ Transkriptionszeichen: (.)=Mikropause; (1,0)=Pause in Sekunden; jaaa=Dehnung mit Buchstaben; ((lachend))=Kommentar des Transkribierenden; /hm/=Einsetzen/Aussetzen des Mithörsignals; NEIN=laut; `leise`=leise; viel-=Abbruch im Wort oder Satz; ja=ja=schneller Anschluss; Unterstrich=betont; ...=Überspringen eines Absatzes in der Darstellung.

¹⁰ Der Zusammenhang von Heteronomie und Ländlichkeit ist gesondert zu diskutieren. Im okzidentalen Kulturkreis ist es die Stadt des Mittelalters, in der autonome Strukturen geschaffen werden (Max Weber) - ist also Ländlichkeit genuin mit heteronomen Strukturen zu verbinden?

Abhängigkeit von „Almosen“ in die Familiengeschichte einordnen und was folgt daraus für die weitere Entwicklung der Familie?

Zunächst jedoch nochmals eine längere Passage aus dem Interview mit Frau Wunder:

„Nein nein erst haben wir in (.) wie ick meinen Mann hab kennen jelernt haben wir in Sagow jewohnt denn is seine Mutter verstorben denn sind wir nach Kagow jezogen weil wir raus mussten aus dem Haus die Geschwister (.) wollten det alles verkaufen von meinem Mann (.) und denn sind nach Kagow jezogen und von aus weil die Wohnung uns zu klein nachher war wir hatten da bloss zwei Zimmer unser Max der war ja denn nachher schon (.) erst hat er ja immer noch ging det ja immer noch wenn die Kinder klein sind denn nachher denn können die ja immer noch drin schlafen bei'n Eltern (.) aber er wurde ja auch immer größer und denn nachher denn sind wir hierher jezogen (.) und wir haben nich hier erst jewohnt wir haben vorn an der Straße jewohnt (.) hier in in Kagow sind wir zweimal umgezogen (.) det erste Mal sind wir in einem Haus reinjeraten (1,0) da ist der Nebenmmmieter (.) ach ja wie soll ick dat nu sagen (.) also mit denen wären wir da nich klar jekommen det (.) die waren auch nicht so für Ordnung und ick wir haben 'nen Vierteljahr in dem Haus jewohnt und da sind wir (.) in diesem Vierteljahr hat die Familie den Jemeinschaftsflur nicht ein Mal jemacht den hab ick immer jemacht (.) so und deswegen und die Söhne oder der Sohn der eine der is (.) auch nich so jewesen wie man sich dat von einem Kind vorstellt (.) da wie soll ick sajen naja da hat man Nazilieder jehört und so wat alles (.) is wohl der rechten Szene zuzuordnen jewesen (.) na ja jedenfalls sind wir denn in dem Nachbar in det Nachbarhaus reingezogen und da is uns vor zwei Jahren die Waschmaschine explodiert (.) und da mussten wir dann nachher raus da hat uns der Vermieter dann nachher jekündigt gehabt (.) obwohl es feststand dass dat 'n technischer Defekt jewesen ist (.) Polizei und und Feuerwehr haben uns dat bestätigt (.) aber vorher gab et da ja ooch schon Reibereien mit dem Vermieter det hat ihm nich jepasst und dat hat ihm nich jepasst und jenes hat ihm nich jepasst und dieses sollte nich sein und und jenes sollte nich sein und (.) man wurde ja praktisch (.) ja wie soll man sagen (.) wie wie nennt man dat jetzt (1) schikaniert...wir sind weg jefahren ick hatte die Waschmaschine angestellt unser Sohn ist zwar zu Hause jewesen (.) der ist zwölf Jahre jewesen und ick meine wenn man 'nen zwölfjährigen Jungen noch nicht alleine lassen kann (.) denn is dat ja wohl traurig jenuch nich und 'nen zwölfjähriges Kind kann auch schon mal nach 'ne Waschmaschine gucken wenn ick sachen tue hör her (.) wenn die aus is denn nachher drückstde da auf den Knopf rauf und denn ist die ganz und gar aus nech ja und der Rechtsanwalt von denen der hat uns dat ja vorgehalten dat wir 'n minderjähriges Kind alleine jelassen haben (.) nich und wir wären sowieso nur zwei Stunden weg jewesen oder zweieinhalb vielleicht (.) nich (.) und dat haben die uns ja sozusagen haben die uns ja 'nen Strick draus gedreht nich (.) naja und (.)...“

Die Entwicklung in die Abhängigkeit von Maßnahmen wird begleitet vom Übergang aus einem eigenen Haus (auch wenn es der Schwiegermutter gehörte) in ein Mietverhältnis. Bei der ersten Wohnungswahl wurde das schnelle Wachsen des Kindes unterschätzt. Dabei scheint der Fakt, dass Kinder größer werden, vollkommen der eigenen Antizipationsmöglichkeit entzogen (obwohl sie bereits vier Kinder hat). Während Frau Wunder also einerseits beklagt, dass sie ihr Leben nicht selbst strukturieren kann, wird andererseits erkennbar, dass sie mögliche Kontingenzen – die Möglichkeit biographisches Wissen zu verarbeiten – nicht wahrnimmt: die biographischen Abläufe erscheinen schicksalhaft.

Beim zweiten Wechsel der Wohnung gab es wieder eine unvorhergesehene Nebeneinwirkung: die Nachbarn. Sie musste den Flur immer reinigen, das ist ein Grund für Missstimmungen. Weiterhin spielt eine Rolle, dass der Nachbarssohn nicht war, wie man sich ein Kind vorstellt, der Verweis auf die Nazilieder kommt hinzu. Es geht in dieser Hintergrundkonstruktion um Elemente der Distinktion: Sie grenzt sich zum einen von denen ab, die den Flur nicht sauber machen: sie hat dies „immer“ getan. Sie achtet auf Sauberkeit. Zum anderen verweist sie implizit darauf, dass sie anspruchsvolle Erwartungen an die Kinder hat. In der Abgrenzung von dem Sohn der Nachbarn, der diesen Erwartungen nicht gerecht wird, ist ein Verweis auf ihren andersgearteten Sohn impliziert. In dieser Betonung der eigenen Orientierung an Ordnung und an hohen Erziehungsmaßstäben – in Abgrenzung von den Nachbarn – ist der Hinweis enthalten, dass sie bzw. ihre Familie noch nicht ganz unten angekommen ist.

Sie und ihre Familie sind aber Opfer, einerseits Opfer der Angriffe von ganz unten (der eigentlich Asozialen), der „Rechten“ und andererseits Opfer der Schikane des Hausbesitzers. Gleichzeitig deutet sich hier ein Dilemma an: Obwohl sie sich selbst keineswegs als die wahrnehmen, die ganz unten stehen, werden sie vom Vermieter als solche behandelt. Mögliche Gründe des Vermieters, die, berechtigt oder unberechtigt, ihr Verhalten betreffen und nicht genannt werden, können in den Hintergrund treten, indem die Explosion der Waschmaschine als ein der eigenen Verfügbarkeit völlig entzogenes Ereignis in den Vordergrund rückt. Die Explosion der Waschmaschine figuriert als Fokussierungsmetapher¹¹. Zum einen wird - bis zum Tag des

¹¹ Fokussierungsmetaphern sind besonders dichte Passagen im Gesprächsverlauf, vgl. dazu das entsprechende Stichwort in „Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung“.

Interviews - der genaue Vorgang in technischer Sicht nicht verstanden.¹² Dieser wird durch den Begriff „Explosion“ vage gehalten und erhält geradezu mystische Qualität. Die Klärung des genauen Vorgangs wäre Voraussetzung für die Schuldklärung. Indem dies mystifiziert wird, dokumentiert sich die Haltung der Schicksalsgläubigkeit und eine darin fundierte Opferhaltung. Zum anderen bleibt diffus, ob es „traurig genug“ ist, dass der Sohn nicht richtig geguckt hat oder, dass man ein Kind nicht mit einer Maschine allein lassen kann. Hier dokumentiert sich, dass sie sich bis heute über diese Zusammenhänge keine Klarheit verschafft hat. Dies ist ja vor dem Hintergrund der Haltung, dass sie von Schicksal getroffen sind, auch nicht nötig. Die Explosion steht als Metapher für ein von außen über sie hereinbrechendes Ereignis, welches völlig der Verfügbarkeit entzogen ist.

Der aus den Interviews mit dieser Familie mehrfach rekonstruierte Rückgriff auf das „Schicksal“ oder ein „Sich-Ergeben“ in Abläufe scheint auf den ersten Blick eine Affinität zu den Ergebnissen der Marienthal-Studie (Jahoda, Lazarsfeld et al. 1933/1975) nahe zu legen. Handelt es sich jedoch im Fall von Marienthal - wie auch in anderen Studien über Arbeitslosigkeit - um die Bewertung des biografischen Ereignisses der Arbeitslosigkeit seitens der Betroffenen als „Schicksal“, geht es im Fall des in unserer Untersuchung aufgefundenen familiären Habitus um eine das Leben insgesamt als schicksalhafte Abfolge ansehende, umfassende „Schicksalsorientierung“. Die Fallanalyse dieser Familie belegt, dass die Interviewten ihr Leben nicht explizit als Schicksal erfahren, diese Einstellung lässt sich erst aus der Erzählung ihrer gesamten Handlungspraxis rekonstruieren. Dieser „Opferrahmen“ legt sich über unterschiedliche Ereignisse: Im Interview erzählt Frau Wunder eine lange Krankengeschichte ihres Mannes, auch er wird Opfer der Ärzte und kann ihrer Meinung nach deswegen weder einen neuen Abschluss machen, noch arbeiten.¹³

Eine weitere Geschichte, in der Frau Wunder darstellt, dass sie oft nach Monatsmitte von Eiern leben müssen, da das Geld alle ist und sie erst durch einen Zufall darauf kommen, dass man die Eier auch vermarkten könne, belegt noch einmal, dass auch der Einsatz der Eier als Hilfsmittel zum Überleben als „Glück“, also schicksalhafte Fügung bezeichnet wird. Es gibt also nicht nur negative, sondern auch positive Schicksalsverläufe. Doch es bleibt in beiden Fällen dabei, dass undurchschaubare Mächte den Alltag steuern.

Die komparative Analyse von Mutter (Elterngeneration) und Tochter in der Familie Wunder zeigt weiterhin, dass der Schicksalshabitus über die Generationen tradiert wird. Auch bei den Eltern lässt sich die Bedeutung von Schicksal im Leben rekonstruieren, hier bilden die Verwurzelung in der ländlichen Tradition (kleines Haus, Garten, Tierhaltung)¹⁴ und die damit verbundene Lebensstruktur den Hintergrund dieser Lebenseinstellung.

Die Lebensgeschichte der Tochter markiert den Ausbruch aus der Lebensweise der Eltern, sie lebt auf dem Dorf ein „arbeiterliches Leben“ (Engler 1999)¹⁵, lässt sich scheiden und akzeptiert die Trunksucht der Männer. Die Mutter kritisiert am Leben der Tochter eine fehlende Kontinuität. Die erste Ehe war so schwierig, dass sie deren Kinder oft betreuen musste, die dem Lärm und Zank der elterlichen Wohnung ausweichen wollten. Das jüngste Kind aus erster Ehe ist dann auch bei den Großeltern aufgewachsen, die Enkelin hat mit den Großeltern zusammen auf dem Jugendamt die Übertragung des Erziehungsrechts beantragt. Diese Unfähigkeit wird mit der Krankheit der Tochter bzw. den Defiziten ihres Partners zu erklären versucht: „*ob dat vielleicht damit zusammen hängt dat sie im Krankenhaus so lange war oder ob dat durch den Mann jetzt jewesen is*“. Die Großmutter schildert die Tochter wie ein Kind, die Probleme der Tochter werden mit verschiedenen „Außenursachen“ erklärt. Auch arbeitslos und mittellos müsste sie nicht sein, wäre sie nicht auf den Mann (2. Ehe) „hereingefallen“, der bis vor kurzem auch noch getrunken hat. Es könnte ihr allein viel besser gehen. Die Tochter hat gegenüber den Eltern keine Autonomie gewonnen, sie wird in ihrer Lebensweise nicht akzeptiert. Sie tradiert die schicksalhafte Lebenseinstellung der Eltern, doch hat sich deren Kontext gewandelt. So lebt sie einerseits nicht mehr in dem vorgegebenen dörflichen Rahmen, hat aber andererseits keine eigene Lebensplanung entgegengesetzt. Sogar die Fähigkeit dazu wird ihr inzwischen von den Eltern abgesprochen.

Es liegt nahe, diesen Typ auch im zeithistorischen Kontext zu diskutieren. In der äußerlich durchgeplanten DDR-Gesellschaft waren Passivität oder Planlosigkeit durch existierende Sicherungsnetze möglich. Die rapide Verwandlung des dörflichen Lebens nach 1945 beförderte einen Widerspruch, der sich im Bruch des Lebens der Eltern Wunder zur Fokusgeneration manifestiert. Diese Orts- und Zeitgebundenheit

¹² Auch Herr Wunder erzählt *seine* „Waschmaschinengeschichte“. Einerseits gibt er eine genauere Darstellung der technischen Details, andererseits ist bei ihm der Auslöser des Unfalls geradezu verschwörungstheoretisch strukturiert - dieses „Wunder“ musste geschehen, um den Vermieter „loszuwerden“.

¹³ Der nur kurz erwähnte interessante Nebenstrang, dass die Familie mit diesen Krankheiten zusätzlich zum Besprechen geht, korrespondiert mit der mystischen Schicksalsgläubigkeit.

¹⁴ Der Großvater dieser Familie ist als Vertriebener nach Ostvorpommern gekommen, in dieser Generation war dieser Hintergrund beinahe in jeder interviewten Familie präsent.

¹⁵ Hier beziehe ich mich auf die Terminologie von Wolfgang Engler, der von der DDR als „arbeiterlicher Gesellschaft“ spricht. Während Engler die „heimliche“ Macht der Arbeiter meint (S.84), könnte „arbeiterlich“ auch für eine Nivellierung der Gesellschaft stehen.

zerfällt nach 1945. Es entsteht ein ländliches Leben, welches kaum noch ländlich strukturiert ist. Dennoch ermöglicht das Versorgungssystem der DDR Freiräume: häufiger Wechsel der Arbeitsstellen, Unterbrechungen durch Alkoholexzesse waren im ländlichen Alltag präsent. Die ländliche Schicksalsgebundenheit wird in ein politisches System integriert, welches eine reaktive Lebenseinstellung begünstigt. Komponenten des Habitus, der über die Generationen tradiert wurde, werden in dieser Familie somit erst nach 1990 zum Problem, das betrifft insbesondere die Planlosigkeit im Lebensentwurf, der ein auf schicksalhafte Mächte vertrauender Habitus zugrunde liegt.

In der dritten Generation dieser Familie sind wir wiederum mit der Tradierung des Schicksalshabitus konfrontiert, und zugleich wandelt sich nochmals dessen Bedeutung. Während die Söhne von Frau Wunder aus erster Ehe sich auch in der elterlichen Spirale von Arbeitslosigkeit/wechselnder Beschäftigung befinden, hat es die Tochter aus erster Ehe, die von sich aus in das Haus der Großeltern gezogen ist, geschafft: 1976 geboren, schließt sie 1992 die 10. Klasse ab und bekommt eine Lehrstelle in der Region. Sie ist im Beruf erfolgreich, wechselt für zwei Jahre in die alten Bundesländer. Da die Großeltern später wieder Hilfe brauchen, ist sie zurückgekommen und dabei in ihrem Beruf aufgestiegen.

Die Geschichte ihres Wegganges aus der Heimatregion lässt sich als Geschichte einer Wandlung interpretieren. Ihre erste Ehe scheitert, weil Frau Wunder jr. bestimmte Erwartungen an ein partnerschaftliches Leben hatte, die nicht erfüllt wurden. Da sie sehr an ihrem Ehemann hängt, kann sie sich lange nicht lösen. Es gelingt ihr erst in einem Schritt mit der räumlichen Lösung. Diese wiederum wird erleichtert, weil sie nach einem Spontanbesuch im Rheinland einen anderen Mann kennen lernt. Am meisten imponiert ihr, dass dieser sich zu Beginn der ersten Begegnung eine Cola bestellt, also nicht „trinkt“. Diese erste Begegnung wird schicksalhaft mystifiziert, vor allem bezieht sich das auf die ersten Übereinstimmungen, wie z.B. hinsichtlich des Trinkens. Sie ist konsequente Anti-Alkoholikerin. Dieser schicksalhafte Glaube trägt sie weit: sie hat sich von den Eltern und der Familie abgenabelt und kann nun auch gleichsam von außen über sie urteilen. Ihrer Meinung nach kann man alles schaffen, wenn man sich anstrengt. Das hat sie nicht nur im Beruf demonstriert, sondern auch durch den Weggang.

Familienditionen über drei Generationen

Die Untersuchung der Familie Wunder¹⁶ belegt die Existenz und Bedeutsamkeit von Familienditionen im so genannten „traditionslosen Milieu“. Es wurde deutlich, wie der veränderte soziale Kontext innerhalb der bestehenden Traditionen bearbeitet wird. Von „Enttraditionalisierung“ kann man nur in dem Sinn sprechen, dass sich die Traditionen und Lebensweisen über die Generationen widersprüchlich entwickeln – die ländliche „Harmonie“ im Sinne einer Aufeinanderbezogenheit beider Seiten wird aufgehoben. Unser Beispiel verdeutlicht insbesondere, dass ländliche Traditionen für die Konfrontation mit Arbeitslosigkeit und damit verbundene Anforderungen nicht „vorbereitet“ sind.

Während sich für die *Fokusgeneration* erweist, dass die Wende als historisches Ereignis die Biografien insofern besonders tangierte, als nicht nur eine Zeit der Arbeitslosigkeit begann, sondern ein Lebenssystem zusammenbrach, das darauf gründete, überschaubare und verlässliche Strukturen vorzufinden, welche die wichtigsten Lebensfunktionen garantierten, ist die Frage nach der Perspektive der *Kinder* dadurch besonders kritisch, dass per se keine „Überlebensstrategie“ aus der Familie mitgegeben werden kann. Die im Haus der Eltern aufgewachsenen älteren Kinder der Familie tradieren eher die Hilflosigkeit der Elterngeneration. Insofern haben sich die in der Literatur konstatierten Verfestigungstendenzen in diesem Milieu bestätigt, wenn auch nicht aufgrund der (Hintergrunds)Annahme eines „Traditionsverlustes“, sondern gerade *wegen* des Beharrens von Traditionen im Zeitverlauf und Umgebungswandel. Besonders interessant ist an diesem Familien-Fall, dass die vererbten Traditionen jedoch sowohl Stagnation als auch Entwicklung begleiten können. Es wurde rekonstruiert, dass die Enkelin den allgemeinen Schicksalsglauben der Familie tradiert und dennoch unter den jetzigen Bedingungen erfolgreich agiert.

Arbeitslosigkeit ist keine kollektive Erfahrung, sondern bricht in die Biografie eines Familienmitglieds und darüber in die familiäre Kontinuität ein. Der Fall von Frau Wunder zeigt, dass diese Erfahrung erst fünfzehn Jahre nach der Wende durch den zunehmenden Mangel wirklich realisiert wird. Hildenbrand und Jahn weisen darauf hin, dass „*identitätssichernde Milieus und Kontinuität*“ zunehmend von „*Identitätsformationen abgelöst werden, die auf Selbstbeschreibung basieren*“ (Hildenbrand/Jahn, ebenda, S.205). Aus dem Material wird deutlich, dass die Familie Wunder zur Erhebungszeit mehr und mehr in diesen Prozess hineingerät. Während

¹⁶ Zu dem Familienfall gehören sechs Interviews, innerhalb der Familie sind unterschiedliche Geschlechter- und Generationenperspektiven erfasst. Ein Fallvergleich, der weitere Familien einbezieht, erscheint in: Vera Sparschuh: Auf dem Land und im Norden – ländliche Peripherie als Armutsregion? In: M. Bach/A. Sterbling (Hrsg.): Soziale Ungleichheit in der erweiterten EU. (Krämer Verlag) Hamburg (geplant für 2008).

noch das übergreifende Familienthema der Krankheiten und des schicksalhaften Ausgeliefertseins dominant ist, steht die Fokusgeneration in dem Konflikt, dass ihr einerseits die Fähigkeit zur Selbständigkeit von der Familie abgesprochen wird und andererseits ihre Situation in ALG II Entscheidungen und Aktivität verlangt. Der Schicksalsrahmen wird für die Fokusgeneration zunehmend zum Problem. Weiterhin zeigt sich - da die Transferabhängigkeit bei einer konstant hohen Arbeitslosigkeit in Mecklenburg-Vorpommern ein Stück Normalität geworden ist -, dass häufig die Eltern der Fokusgeneration, deren Geschwister¹⁷ sowie die Kindergeneration gemeinsam betroffen sind¹⁸. Die Frage nach den Auswirkungen dieser Entwicklungen auf die Familiengeschichte bedarf weiterer Analysen.

Angesichts der geschilderten Familiensituation erscheint es weiterhin sinnvoll, ein Deutungskonzept einzubeziehen, welches auf die Ambivalenz von Generationenbeziehungen abhebt (Lüscher/Heuft 2007). Lüscher und Heuft problematisieren im Gegensatz zur gängigen Deutung einer Familiensolidarität und/oder des (temporären) Vorkommens von Konflikten, explizit ein latentes Spannungsfeld zwischen Solidarität und Konflikt in den Generationenbeziehungen - sie konstatieren ein „Hin- und Hergerissensein“ (ebenda, S. 233). Durch die theoretische Gegenüberstellung von zwei Perspektiven (Institutionen- und Subjektebene) und des daraus ableitbaren widersprüchlichen Feldes von Ambivalenzmodi ergeben sich Interpretationsressourcen hinsichtlich der Dynamik von Generationenbeziehungen: Insbesondere betrifft das den Modus der Kaptivation¹⁹, die „übergreifende Orientierung einer schicksalhaften Verbundenheit“ (ebenda, S. 236). Während die Autoren diese Orientierung hinsichtlich der Anfälligkeit für posttraumatische Belastungsstörungen entwickeln, wäre die Frage zu stellen, inwiefern sie auch zur systematischen Erklärung fehlender Innovationspotentiale herangezogen werden kann - in Bezug auf das gezeigte Fallbeispiel ist der Zusammenhang plausibel und bestätigt die empirische Generalisierung.

Literatur

Bohler, Karl-Friedrich, 1995: Regionale Gesellschaftsentwicklung und Schichtungsmuster in Deutschland. Frankfurt/M.

Bohnsack, Ralf, 1998: Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine dynamische Konzeption von Milieu in empirischer Analyse. In: U. Matthiesen (Hrsg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin, S. 119-131

Bohnsack, Ralf, 2003: Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. Opladen

Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried (Hrsg.), 1998: Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen

Brunner, Dieter, 1996: Strukturen im ländlichen Raum: Siedlung und Flur. In: W. Weiss (Hrsg.): Mecklenburg-Vorpommern: Brücke zum Norden und Tor zum Osten. Gotha, S. 61-72

Elder, Glen H. jr; Meier, Artur, 1997: Troubled Times? Bildung und Statuspassagen von Landjugendlichen. Ein interkultureller und historischer Vergleich. In: Berliner Journal für Soziologie, Jg.7, H.3, S. 289-305

Engler, Wolfgang, 1999: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin

Fock, Thomas; Kowatsch, A., 2002: Landwirtschaft in strukturschwachen Regionen - Analyse und Handlungsansätze am Beispiel der Region Vorpommern. In: Berichte über Landwirtschaft, Bd.80, H.4, S. 540-555

Grathoff, Richard, 1989: Milieu und Lebenswelt. Eine Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozialphänomenologische Forschung. Frankfurt/M.

Hildenbrand, Bruno, 2003: Milieu, Struktur und Biografie: Zur theoretischen und methodischen Begründung einer sozialphänomenologischen Familienforschung. In: I. Srubar, S. Vaitkus (Hrsg.): Phänomenologie und soziale Wirklichkeit - Entwicklungen und Arbeitsweisen. Opladen, S. 57-83

¹⁷ Den Großeltern geht es insgesamt besser, da ihre langen Erwerbsbiografien ihnen eine - wenn auch im ländlichen Raum oft bescheidene - Rente garantieren.

¹⁸ Unterdessen laufen auch bereits Verarmungsprozesse von Familien, und hier ist nicht nur die materielle Verarmung gemeint, es geht um einen Rückzug aus der Normalität in jeder Hinsicht: beim Wohnen, bei sozialen Kontakten, Ernährung, Gesundheit, vgl. zur Gesundheitsfrage: Simone Kreher/Silvia Heckenhahn: „Gesundheitliche Ungleichheit und Armutslagen bei Familien im ländlichen Raum“, unv. M. 2007.

¹⁹ Kaptivation (kaptivieren=erschleichen; jemanden für sich gewinnen) bezeichnet einen von vier Ambivalenzmodi, der sich auf wechselnde Über- oder Unterordnungen in Generationenverhältnissen bezieht (Lüscher/Liegle 2003).

- Hildenbrand, Bruno; Jahn, Walther, 1988: "Gemeinsames Erzählen" und Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion in familiengeschichtlichen Gesprächen. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg.17, H.3, S. 203-217
- Hradil, Stefan, 2006: Soziale Milieus - eine praxisorientierte Forschungsperspektive. In: "Aus Politik und Zeitgeschichte". Beilage der Zeitschrift "Das Parlament", B 44-45/2006, S. 3-10
- Jahoda, Marie; Lazarsfeld, Paul u.a., 1975: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit (1933). Frankfurt/M.
- Kronauer, Martin, 1997: Soziale Ausgrenzung und "Underclass": Über neue Formen der gesellschaftlichen Spaltung. In: Leviathan, Jg.25, H.1, S. 67-75
- Lüscher, Kurt; Heuft, Gereon, 2007: Ambivalenz -Belastung-Trauma. In: Psyche - Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, Jg.61, H.3, S. 218-251
- Lüscher, Kurt; Liegle, Ludwig, 2003: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Konstanz
- Matthiesen, Ulf (Hrsg.), 1998: Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin
- Müller-Hilmer, Renate, 2006: Gesellschaft im Reformprozess. Friedrich-Ebert-Stiftung/Infratest Sozialforschung
- Nagel, Ulrike; Stuhler, Heidemarie, 1997: Kontinuität und Erneuerung. Ländliche Familien im Transformationsprozess Ostdeutschlands. In: BIOS, Jg.10, H.1, S. 44-60
- Nohl, Arnd-Michal, 2006: Interview und dokumentarische Methode. Wiesbaden
- Olk, Thomas u. a. , 2004: Endbericht über das Forschungsvorhaben "Sozialhilfe- und Armutsdynamik in den neuen Bundesländern" Jan. 1994 - Juni 2002. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Halle
- Rosenthal, Gabriele, 2000: Historische und familiale Generationenabfolge. In: M. Kohli, M. Szydlik (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen, S. 162-178
- Vester, Michael u. a. , 1995: Soziale Milieus in Ostdeutschland. Gesellschaftliche Strukturen zwischen Zerfall und Neubildung. Köln
- Vonderach, Gerd, 2004: Land-Leben gestern und heute. Studien zum sozialen Wandel ländlicher Arbeits- und Lebenswelten. Münster
- Weber, Max, 1988: Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter (1894). In: Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. 2. Aufl. Tübingen
- Weber, Max, 1997: Zur Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland (1892), Schriften zur Sozialgeschichte und Politik. Stuttgart
- Zierold, Katja, 1997: Veränderungen von Lebenslagen in ländlichen Räumen der neuen Bundesländer. Regionale Strukturen im Wandel. In: A. Becker (Hrsg.): Beiträge zu den Berichten zum sozialen und politischen Wandel in Ostdeutschland. Städte und Regionen. Räumliche Folgen des Transformationsprozesses. Opladen, S. 501-567